

Jörg-Dieter Gauger

Die Zukunft der Geisteswissenschaften
Anmerkungen
zu einer Tagung der Konrad-Adenauer-Stiftung

Als die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* ein ganzes Feuilleton mit einer Reihe simpler Buchstabenkombinationen füllte und die „Entzifferung“ des menschlichen Genoms als die Jahrhundertrevolution feierte, glaubten viele euphorisch, ein neues „Kapitel im Buch des Lebens“ sei aufgeschlagen worden: der Schleier von Sais weggerissen, die alte philosophische Frage „Was ist der Mensch?“ gelöst, der „Bauplan“ enthüllt. Umso größer war die Verwunderung, als nur wenig später bekannt wurde, dass die Zahl menschlicher Gene sich kaum von der der Fruchtfliege oder ähnlichen Kleingetiers unterscheidet, dem man freilich bislang weder Sprache noch Musik noch Kunst noch Kultur noch Geschichte noch Philosophie, geschweige den Theologie zuschreiben konnte. Seit-

her wird die Frage nach dem, was die Naturwissenschaften wirklich leisten können und was nicht, wieder lauter, nachdem es den Skeptikern zunächst einmal den Atem verschlagen hatte. Diese Frage führt von selbst zu der nach der „Zukunft der Geisteswissenschaften“, wie die Konrad-Adenauer-Stiftung mit positivem Anspruch eine Fachkonferenz am 8. März des Jahres in Frankfurt über schrieb.

Als Wilhelm Dilthey 1883 in seiner *Einleitung in die Geisteswissenschaften* die methodenscharfe Trennung zwischen Geistes- und Naturwissenschaften durchzuführen versuchte und den Geisteswissenschaften die Aufgabe zuwies, die geschichtlich-gesellschaftliche Wirklichkeit nachzu erleben, zu begreifen und zu verstehen und damit Zweck-, Wertbeurteilungs- und Sinnfragen zu verbinden, und später im Umkreis des Neukantianismus, etwa bei Heinrich Rickert (*Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft*,

1899) diese Unterscheidung weiter vertieft wurde, war die Frage nach ihrer Zukunft überflüssig. Denn die Weltgeltung der deutschen Wissenschaft und der Ruf der deutschen Universitäten auch im Ausland beruhten wesentlich darauf, was in diesen Disziplinen geleistet wurde, und dieser Ruf hielt sich noch bis in die sechziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts (heute scheinen nur noch die Musikhochschulen diese Tradition fortzusetzen).

Weltgeltung der deutschen Wissenschaft

Es war eine Selbstverständlichkeit, dass es für das Ansehen der „Kulturnation“ oder den „Kulturstaat“ Deutschland in der Welt, auch als Form auswärtiger Kulturpolitik, unabdingbar war, hier im ersten Rang zu sitzen. Alt-bundeskanzler Helmut Kohl hat einmal darauf hingewiesen, dass bei seinem Besuch in Indien das positive Deutschlandbild wesentlich dadurch geprägt war, dass die Indologie in Deutschland be-

gründet wurde. Dafür standen, um nur die Altertumswissenschaft als die Leitwissenschaft des ausgehenden neunzehnten und beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts zu zitieren, klangvolle Namen wie Theodor Mommsen, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Eduard Meyer, Eduard Norden, Werner Jäger oder Wolfgang Schadewaldt. Und sie trafen auf ein „Publikum“, das man heute gemeinhin und eher geringschätzig als „bildungsbürgerlich“ apostrophiert, deren kollektive und individuelle Bildungsvorstellungen und -bedürfnisse sich in den Geisteswissenschaften und ihren Diskursen repräsentierten. Dies hatte freilich zur Konsequenz – hier ist nur an C. P. Snows Theorie von den „zwei Kulturen“ zu erinnern –, dass mathematische oder naturwissenschaftliche Wissensbestände nicht zum Bildungsideal gehörten: Den zweiten Hauptatz der Thermodynamik nicht zu kennen war kein Makel. Insofern ist das Verschwinden klassisch orientierter Bildungsvorstellungen sicher ein wesentlicher Grund dafür, dass die Geisteswissenschaften heute in die Defensive geraten sind, weil ihnen der Resonanzboden für ihre Themen abhanden gekommen ist. Daher wies

Karol Sauerland, Germanist in Thorn und Warschau, vor allem auf die Bedeutung des humanistischen Gymnasiums und auf die Folgen seines Verschwindens hin. Dem scheint nur auf den ersten Blick zu widersprechen, dass die Archivierung und Musealisierung der Vergangenheit immer größere Dimensionen annehmen und ein Interesse gerade an historischen Themen ungebrochen ist, wie die großen Ausstellungen, die populärwissenschaftliche Fernseh- und Buchproduktion belegen.

„Kulturelles Gedächtnis“

Hermann Lübbe hat daher sicher Recht mit der Beobachtung, dass der Mensch dem tief greifenden und raschen Wandel aller Lebensverhältnisse die Rückbesinnung auf Kleinräumlichkeit (Heimat, Region) und auf eine „einfachere“ Vergangenheit entgegensemmt, um sich im Wandel noch seiner selbst vergewissern und eine Ortsbestimmung vornehmen zu können, die diese rapiden Veränderungsprozesse aushalten lässt. Was aber sicher zurückgeht und zur Situation der Geisteswissenschaften beiträgt, ist die durch die Bildungspolitik der letzten dreißig Jahre mitverursachte, sich immer weiter ausdünnende kollek-

tive Teilhabe am „kulturellen Gedächtnis“, ein Prozess, den Magnus Enzensberger hat in seinem Essay *Über Ignoranz* so treffend analysiert hat.

Hinzu kommt schließlich, dass die letzten großen Theorieentwürfe geisteswissenschaftlicher Provenienz im Umkreis der 68er Jahre, in denen Philosophie/Soziologie/Politologie sich noch einmal als Leitwissenschaften in der öffentlichen Diskussion profilieren konnten, gegenüber ihrem damaligen Anspruch, gesellschaftliche Totalität deutet zu können und verändern zu müssen, Misstrauen gegenüber ihrer wirklichen Leistungsfähigkeit hervorgerufen haben: Das „Elend der Intellektuellen“ wurde auch zum Menetekel ihrer Disziplinen.

Aktuelle Situation

Die aktuelle Situation, die wurde bei der Tagung sehr deutlich, stellt sich zwiespältig dar. Der Trend zum Studium solcher Fächer ist ungebrochen, etwa ein Drittel unserer Studenten verlegt sich auf das Studium der Geisteswissenschaften. Ihnen ist dabei sehr wohl bewusst, dass man ihnen mit solchen Abschlüssen im Berufsleben, so die Analyse von Martha Meyer-Althoff, Universität Hamburg, „keinen roten Tep-

pich ausrollt“. Aber sie fühlen sich, wie alle Umfragen zeigen, auch keineswegs „fehlgeleitet“, so dass es eine Illusion wäre, mit Hinweis auf den Arbeitsmarkt auf Studiengänge „umzuleiten“, die heute als krisensicher gelten (Morgen auch noch? Man denke zurück an die restriktive Einstellungspolitik der Wirtschaft bei Chemikern, Physikern, Ingenieuren, auch Informatikern vor noch wenigen Jahren). Die Studenten wissen sehr wohl, was sie erwartet, sie wissen auch sehr wohl, dass sie weithin berufsfremd arbeiten werden. Aber sie wissen auch, dass sie am Arbeitsmarkt keineswegs chancenlos sind und sich durch geistige Flexibilität auszeichnen können: Bildung durch Wissenschaft, Freude an der Wissenschaft, Freude an einem Fach, zu dem man Neigung und Begabung besitzt, das sind immer noch außerordentlich starke Motive, sich in diesen Fächern bewähren zu wollen. Dies bestätigt der Hochschulforscher Tino Bargel, Universität Konstanz. Insofern war die Diskussion um die Studienbedingungen und den Studienaufbau hauptsächlich von Organisationsfragen bestimmt, etwa der besseren Abstimmung der Lehrveranstaltungen, orientierenden „Prüfungen“

sich vor einer eigentlichen Zwischenprüfung, mehr Begegnungsmöglichkeiten mit den Professoren und so fort. Weder die heute immer wieder geforderte höhere „Praxisorientierung“ noch Tendenzen zur Verschulung des Studiums stießen auf besonderen Beifall der studentischen Zuhörerschaft. Auch das in der Hochschulpolitik so intensiv diskutierte „angloamerikanische“ Modell konsekutiver Studiengänge (Bachelor/Master) fand kein besonderes Interesse. Ungebrochene Nachfrage ist aber nur die eine Seite.

Diagnose des Abschieds

Auf der anderen Seite ist nicht zu übersehen, dass sich die Geisteswissenschaften selbst in einer Krise fühlen und öffentlich ihren „Abschied“ diagnostizieren (Wolfgang Frühwald). Daran hat einerseits die aktuelle Hochschulpolitik ihren Anteil, die, das machte Hartmut Schiedermaier, Präsident des Deutschen Hochschulverbandes, sehr eindringlich deutlich, schon an der Sprache ablesbar ihre Steuerungsinstrumente nur mehr noch an ökonomischen Maßstäben orientiert: Da geht es um „Produkte“ und „Kunden“, geht es um die „Marktfähigkeit“ der Wissenschaft und von daher auch

um die dem Markt angepasste Steuerung der Universitäten. Diese Steuerung, die nur noch an marktfähigen Produkten interessiert ist (das trifft im Übrigen auch die naturwissenschaftliche Grundlagenforschung!), geht naturgemäß zu Lasten der Geisteswissenschaften: materiell, was Lehrstühle, Ausstattung, Mittelzuweisung und Sonderforschungsbereiche betrifft; ideell, indem ihnen die „Nützlichkeit“ einfach abgesprochen wird. Dabei hat dieses Denken bereits die eigenen Reihen erfasst. So berichtete der Archäologe Wolfram Martini, Universität Gießen, dass ein kulturwissenschaftlich-interdisziplinäres Projekt unter Einschluss der Altertumskunde mit dem Verdikt belegt worden sei, es handele sich dabei ja wohl nur um ein „Studium für höhere Töchter“.

Ökonomisierung aller Lebensbezüge

Insofern steckt nicht nur die Konzentration auf den Hightech-Standort Deutschland im internationalen Wettbewerb dahinter, dahinter steht auch ein mentaler Paradigmenwechsel, der immer mehr Lebensbereiche unserer Gesellschaft erfasst, nämlich die Ökonomisierung aller Lebensbezüge: *Share Holder Value* und der „pro-

duktive Mensch“ als Leitbilder. In einem so geprägten geistigen Klima sind insbesondere die historisch orientierten Geisteswissenschaften nicht „konkurrenzfähig“ und verlieren ihre Legitimation. Ihren Charme verdanken sie nur mehr dem Exotisch-Esoterischen, ihre Daseinsberechtigung höchstens noch der Nostalgie. Die einzige Geisteswissenschaft, die in diesem Sinne konkurrenzfähig wäre, bleibt die Philosophie; aber hier interessiert höchstens ihr Beitrag zur Ethikdebatte angesichts der naturwissenschaftlichen Entwicklung. Auch hier wäre die Frage zu stellen, inwieweit sie politisch ernst gemeint ist und nicht nur Alibifunktion hat: Ethikbeiräte, welcher Art auch immer (jetzt im Bundeskanzleramt), lassen sich schon durch ihre Zusammensetzung im Sinne des gewünschten politischen Effektes steuern, und der geht erkennbar eher in Richtung Verwertbarkeit statt Zurückhaltung, gar Grenzziehung.

Nur noch Esoterik?

Also nur noch Esoterik und Alibi? Es ist keine Frage, dass die Naturwissenschaften, insbesondere die Biologie, heute die Leitfunktion übernommen haben, und zwar im öffentlichen wie auch im po-

litischen Bewusstsein und pressewirksam unterstützt werden. Sie haben eben den Vorteil der Verheißung, unmittelbar oder doch in naher Zukunft verwertbare Produkte herzustellen und den Wirtschaftsstandort Deutschland im internationalen Wettbewerb zu sichern. Dazu trägt die (sicher überzogene) Selbstdarstellung vieler Protagonisten hinsichtlich der nur positiv interpretierten Zukunftschancen auch kommerzieller Art bei.

Unangemessene Deutungshoheit

Hiermit ist allerdings die Gefahr verbunden, dass sie auch die Deutungshoheit in Fragen übernehmen, die gar nicht naturwissenschaftlicher Art sind und durch sie auch nicht beantwortet werden können: Ernst Haeckels „Welträtsel“ in Neuauflage lässt jetzt mit Gentechnologie grüßen. Vor diesem Hintergrund ist die „Zeit der großen Erzählungen“ vielleicht doch wiedergekommen. Schon der eingangs genannte Hinweis auf „zwei Kulturen“ als getrennte führt längst in die Irre. Ein adäquater Kulturbegriff umfasst beide: jene Wissenschaften, die ihr physisches Überleben erst sichern, und jene, die ihren kulturellen „Überbau“ prägen. Der Neukantianer

Wilhelm Windelband, dem wir die Unterscheidung zwischen „nomothetischen“ und „idiographischen“ Wissenschaftsformen verdanken, hat schon 1894 (*Geschichte und Naturwissenschaft*) darauf hingewiesen, dass dieser methodische Gegensatz nur die „Behandlung, nicht die Inhalte des Wissens selbst klassifiziert“.

Sinnvoller Dialog

Daher ist ein sinnvoller „kultureller“ Dialog, wenn man ihn denn wirklich will, auf beide notwendig angewiesen und damit das Verstehen naturwissenschaftlicher Zusammenhänge unumgänglich, so der Bonner Philosoph Ludger Honnefelder. Das heißt aber zugleich: Selbstbewusstsein und Überwindung der eigenen Theorieabstinenz – daher ist der Kompensationsansatz von Odo Marquardt schon recht resignativ: der Tag für die „harten“, der Abend für die „weichen“ Wissenschaften. Nur dadurch kann man sich eine Deutungskompetenz zulegen, die die Grenzen naturwissenschaftlicher Begriffsbildung und Erkenntnismöglichkeiten und ihre Folgen wieder in den Blick bringt.

Naturalistischer Fehlschluss

So wäre es eine originäre Aufgabe der Geisteswis-

senschaften, nicht nur den hier zu Grunde liegenden naturalistischen Fehlschluss zu verdeutlichen, das Sein bestimme das Bewusstsein und damit das Sollen (was unter anderen Vorzeichen letztlich einen Rückfall in das neunzehnte Jahrhundert, auf Marx und Nietzsche bedeutet). Ihm liegt ein Begriff vom Menschen nur mehr als Zusammenspiel biochemischer Prozesse zu Grunde, die die Frage nach der Menschenwürde als Ausfluss seiner Geschöpflichkeit auf menschliche Verfügung, vielleicht sogar nur mehr auf ihren „Tauschwert“ reduzierte: der Mensch nicht mehr als Zweck an sich, sondern als künstlich hergestellter Zweck für anderes. Nicht mehr *Deus creator*, sondern *homo se ipsum deificans*. Vor allem aber müssen die gesellschaftlichen und politischen Konsequenzen der neuen Technologien in den Blick kommen: Die Gefahr der „Menschenzüchtung“, Gefahr

der „Selektion“ nach lebenswert und „lebensunwert“, nach produktiv und nicht produktiv? Wer finanziert eigentlich Sozialsysteme, in denen Menschen nicht mehr 75, sondern 120 Jahre alt werden? Zweiklassenmedizin, nur für Reiche? Wie steht es um die Rechte der Nachkommenschaft und das Klima einer vergreisenden, jugendlosen Gesellschaft? Oder die steigende Gefahr schleichen der „totalitärer“ Erfassung durch Überwachungssysteme, die Orwells 1984 weit in den Schatten stellen?

Conditio humana

Zu den berühmten Fragen Kants: Was kann ich wissen, was soll ich tun, was darf ich hoffen, was ist der Mensch? kann die Naturwissenschaft nur im ersten Fall erkenntnisweiternd und im letzteren höchstens synergetisch beitragen. Die anderen Fragen sind nur von den Geisteswissenschaften sinnvoll zu behandeln,

und das dort tradierte „Wissen“, das modellhafte Antworten anzubieten vermag, ist keines, das sich im Sinne des beliebten Topos von der „Halbwertzeit des Wissens“ überholt. Denn wer erfahren will, was der Mensch sei, der wird sich weniger auf die Ergebnisse der modernen Proteinorschung verlassen können; da wird man eher einen Blick in die Geschichte zu richten haben, die ihm die *conditio humana* und die Einsicht in das, wozu der Mensch fähig ist, in höchst prägnanter Weise vorführen können. Von daher ist der Dialog, der ja immer wieder gefordert wird, eine Sache; viel wesentlicher ist es, das Bewusstsein für die Notwendigkeit dieser Fragen auch in der Öffentlichkeit zu schärfen und dafür Deutungen anzubieten. Dass gerade in unseren Tagen Martin Heideggers Technikkritik wieder entdeckt wird, mag dabei auch als hoffnungsvolles Zeichen gelten.

Einende Mitte

„Wo Parteien entstehen, hält jeder sich hüben und drüben. Viele Jahre vergehen, eh sie die Mitte vereint.“

(Johann Wolfgang von Goethe und Friedrich Schiller in den *Xenien*, 1796)